



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Amyntor, Gerhard von: Aus den hinterlassenen Papieren eines  
preußischen Staatsministers.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Aus den hinterlassenen Papieren eines preussischen Staatsministers.

Mitgeteilt von Gerhard von Umyntor.



er Mann, aus dessen Aufzeichnungen das hier folgende Bruchstück mitgeteilt wird, ruht schon in kühler Erde. Er ist lange Zeit preussischer Staatsminister gewesen. Ein alter pommerscher Aristokrat im besten Sinne des Wortes, hielt er es stets mit der politischen Rechten und erwartete nur von ihr das Heil des Vaterlandes. Wer objektiv genug ist, zu begreifen, daß allen Bäumen nicht ein und dieselbe Rinde wachsen kann, wird, auch wenn er von einer andern politischen Überzeugung geleitet wird, doch nicht ohne Interesse auf diese Aufzeichnungen blicken, deren Verfasser jedenfalls von edelstem Streben befeelt und jederzeit bemüht war, den Aufgaben seines schwierigen und verantwortungsvollen Amtes mit der Gewissenhaftigkeit eines deutschen Mannes von echtem Schrot und Korn gerecht zu werden. Wie ernst er es mit seiner einstigen Stellung als Landrat nahm (er war, als er zur Paulskirche abgeordnet wurde, Landrat des V. schen Kreises), mag folgende schriftliche Äußerung von ihm bezeugen: „Bei der Verwaltung des Kreises gewährte ich sehr bald, daß es bei einem Landrat weit mehr auf einen ehrlichen und festen Charakter, als auf ein hohes Maß positiver Gelehrsamkeit ankomme. Ohne Scheu und ohne Rücksicht das Schlechte offen verdammen, das Gute unterstützen, ohne Ansehen der Person Unparteilichkeit und Gerechtigkeit üben, gegen alle Eingeseffenen ohne Ermüdung bei Tage wie bei Nacht gefällig sein, die Not der Nebenmenschen immer viel höher anschlagen als die eigne Lage, mit ihnen gemeinsam um Regen und Sonnenschein bitten, mit ihnen leben und sorgen und, wenn es gilt, auch gelegentlich essen, trinken und jagen, im gesellschaftlichen Verkehr immer erhorchen, wo den einzelnen der Schuh drückt, und ihm dann beispringen, das aber, was man einmal für

recht und gut erkannt hat, mit unerschütterlicher Konsequenz festhalten und, wenn nötig, mit eiserner Faust durchführen, das scheint mir die Aufgabe eines tüchtigen Landrates zu sein. Aber niemals vergesse derselbe, daß polizeiliche Maßregeln nur dann wirksam sind, wenn sie sofort auf frischer That exekutirt und nicht wie gerichtliche Verhandlungen in die Länge gezogen werden. Dabei muß sich jedoch der Landrat vor einer Täuschung hüten. Er ist ständischer Beamter; er ist vom Kreise, von seinen Mitständen, zum Oberhaupte des Kreises, zu dessen Vertreter gewählt. Gleichzeitig aber ist er auch Beamter der Regierung, er hat sie im Kreise zu vertreten, er ist ihr commissarius perpetuus im Kreise. Das ist scheinbar, aber auch nur scheinbar eine Doppelstellung. Die alte Aristokratie hält leider noch immer an dem Grundsatz fest: „Der beste Landrat ist der, welcher in Vertretung der Rechte seines Kreises stets der Regierung mit blanker Degen Spitze entgegentritt.“ Das ist eine Täuschung, das ist grundfalsch. Der Kampf des ständischen Wesens mit der Bürokratie ist uralt. Man kann ihn aufwärts verfolgen bis in die Zeiten, wo die Hohenzollern in unser Land kamen. Möglich, daß dieser Kampf vor Jahrhunderten seine Berechtigung hatte, heute hat er sie nicht mehr. Heute hat jede Regierung — und ich kenne deren viele — das Bewußtsein, daß es ihre Pflicht ist, dem Lande zu dienen; so denkt jeder Oberpräsident, so jeder Minister. Jeder gebildete junge Mann, der heute bei einer Regierung eintritt, weiß, daß er dazu da ist, dem Vaterlande zu dienen, und er spottet der alten zopfigen Auffassung, daß das Land dazu da sei, sich von den bürokratischen Gelüsten einer Regierung tyrannisiren zu lassen. Wenn er von diesem Bewußtsein nicht durchdrungen ist, so trägt die Schuld sein Präsident, der ihn hätte richtiger erziehen und leiten sollen. Ein tüchtiger Landrat soll die guten Absichten der Regierung seinem Kreise verdolmetschen, sie in ihrer Anwendung richtig formen, d. h. den Eigenlichkeiten des Kreises anpassen, und wenn sie je von oben in unverdaulicher Form kommen sollten, soll er rückhaltlos die vorgelegten Behörden darauf aufmerksam machen. Dadurch gewinnt er die richtige und ehrenvolle Stellung des Vermittlers und wird mit der Regierung so wie mit seinem Kreise in Eintracht leben und beider Achtung gewinnen. Mich hat diese Auffassung des landrätlichen Berufes durch alle höhern Stellen, die mir später anvertraut wurden, stets begleitet; immer habe ich die Aufgabe des Landrats unter diesem Gesichtspunkte betrachtet und mich dabei wohl befunden, in keiner Stellung mich aber so vollkommen glücklich gefühlt, als gerade in der landrätlichen.“

Diese Auffassung von den damaligen Aufgaben des Landrats charakterisirt hinlänglich den Mann, dessen Aufzeichnungen aus einer bewegten Zeit uns hier vorliegen; man mag zu einer Partei gehören, zu welcher man wolle, immer wird man zugeben müssen, daß dieser Landrat und spätere Minister ein ganzer, gewissenhafter und zielbewußter Mann war. Das Bruchstück, das wir dem geneigten Leser vermitteln, bezieht sich auf die Zeit von 1848 und 1849; nur solche

Stellen, die uns für ein größeres Publikum unwesentlich erschienen, haben wir ausgeschieden, und nur hie und da ist eine kleine formale Änderung der flüchtigen, ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Niederschrift vorgenommen worden.

Wir lassen nun den Verfasser selbst erzählen.

\* \* \*

Im April 1848 hatte der König befohlen, daß ein aus allgemeinen Volkswahlen hervorgegangener Reichstag in Frankfurt a. M. zusammentreten sollte; die dort zu beratende Verfassung für Deutschland sollte später mit den deutschen Regierungen vereinbart werden. Um diese allgemeinen Volkswahlen zu ermöglichen, wurde das System der Urwahlen eingeführt und so die unterste Volksschicht in den Kreis der Wähler hineingezogen. Die diese Schicht bildenden Elemente hatten bisher der Politik so fern gestanden, daß sie sich auch nicht annähernd eine richtige Vorstellung von der Aufgabe der Versammlung zu machen imstande waren, für welche sie wählen sollten. Sie glaubten fest, es handle sich um eine Gesetzgebung, wonach jeder Besitzlose ein Stück Land erhalten solle. So wenigstens im L. schen Kreise, wo das Volk von dieser tollen Idee auf keine Weise abzubringen war — ich fürchte, in vielen andern Kreisen des Landes wird es nicht besser ausgesehen haben. Aus einem solchen Wahlkörper ist meine Wahl hervorgegangen. Zwar war ich bereits von dem Vereinigten Landtage in Berlin, welcher zuerst mit der Wahl beauftragt war, für diese Mission gewählt worden; allein alle diese Wahlen wurden für ungiltig erklärt, denn nicht privilegierte Körperschaften, sondern das Volk selbst sollte fortan wählen. Mich traf das Schicksal, auch von dieser Seite gerufen zu werden. Die auf solche Weise zu stande gekommene Versammlung in Frankfurt nannte sich selbst das „Reichsparlament,“ wurde aber vom Publikum nach ihrem Versammlungsorte kurzweg die „Paulskirche“ genannt. In diese Paulskirche sollte ich nun eintreten und einen Kreis verlassen, den ich bisher mit Liebe verwaltet hatte. Über elf Monate lang habe ich dem Reichsparlament angehört; nur von dem, was mir persönlich begegnet oder aufgefallen ist, soll hier flüchtig die Rede sein.

Es war an einem Sonntage des Monats Mai, als ich vormittags in Frankfurt eintraf. Ein bescheidenes Quartier war schnell beschafft. Nachmittags sollte eine Art Eröffnungsfeierlichkeit stattfinden. Man versammelte sich im alten Römersaale, an dessen Wänden die Bilder aller deutschen Kaiser seit Karl dem Großen hingen. Hier hielt Soiron, ein badischer Abgeordneter, auf einem Stuhle bequem ausgestreckt, in einem abgetragenen Überrocke mit schwarz-weiß-goldener Schleife und bunten Beinkleidern eine Ansprache an die Versammlung, die jedes preussische Herz zuschnüren mußte. Dann ging es unter Glockengeläut in feierlichem Zuge in die Paulskirche, wo ein jeder nach Belieben — ich etwas

rechtsweg — Platz nahm. Ein Antrag, unsre Thätigkeit mit Gebet zu beginnen, wurde in wahrhaft höhnischer Weise verworfen, und nun ging es an endlose Debatten über die leersten und nichtsnutzigsten Formalitäten; erst die Nacht machte den Redeübungen ein Ende.

Am folgenden Vormittage begannen die Verhandlungen. Erst mußte aber ein Präsident gewählt werden. Die Wahl fiel auf den darmstädtschen Minister Heinrich von Gagern; erster Vizepräsident wurde obengenannter Herr Coiron. Gagern, ein großer, schöner, echt deutscher Mann, etwa fünfzig Jahre alt, verstand gut und würdevoll zu repräsentiren, er besaß entschiednes Präsidialtalent, imponirte der Versammlung und dem Publikum, und seine Wahl mußte nach allen Seiten hin als eine glückliche angesehen werden; denn, wenngleich er in meinen Augen ein unpraktischer Schwärmer war, so muß ich doch zu seiner Ehre bekennen, daß er alle Ungehörigkeiten, die von seinen Gesinnungsgenossen ausgingen, mit vollster Unparteilichkeit und guter Energie zurückwies.

Überhaupt läßt sich nicht leugnen, daß in der Paulskirche recht bedeutende, vielleicht die bedeutendsten Männer des damaligen Deutschlands saßen. Ich erinnere an Radowiz, Wincke, Schwerin, G. M. Arndt, Uhland, Graf Arnim; selbst Robert Blum, Franz Raveau u. a. muß ich trotz ihrer extremen Richtung als bedeutend anerkennen.

Nachdem wir uns während der nächsten Tage flüchtig mit einander bekannt gemacht hatten, fingen wir an, uns in Fraktionen zu sondern. Radowiz gründete eine äußerste Rechte, welcher ich mich anschloß. Die Versammlungen fanden zuerst in dem sogenannten „Steinernen Hause“ statt. Radowiz war streng katholisch; er hatte sich zunächst mit einigen katholischen Geistlichen umgeben. Außerdem waren vorzugsweise Preußen in dieser Fraktion; ich nenne v. Treskow-Grocholin, welcher bis zum letzten Augenblicke am treuesten zur preussischen Fahne hielt, v. Schlotheim, zuletzt Präsident in Potsdam, Schulz, damals Oberregierungsrat in Potsdam, Tamm, damals Gerichtsdirektor in Zielenzig, v. Boddien, damals Rittmeister, Deeg, Hauptmann; später traten auch Schwerin, Wincke, Flottwell für einige Zeit zu uns über. Von Ausländern erinnere ich mich außer an einige katholische Geistliche nur noch an Detmold und v. Bothmer aus Hannover, Rothshan aus Baiern, Arneht aus Wien.

Der Aufenthalt in Frankfurt war in der ersten Zeit recht ungemütlich. Wenn sich das Leben auch für einige Stunden des Tages durch die Fraktionsbildung etwas gebessert hatte, so blieb unsre Stellung in der Paulskirche doch immer eine trostlose. Nicht nur daß unsre Partei in allen wichtigen Fragen ohne Ausnahme überstimmt wurde, auch der Preußenhaß, der sich bei den Abgeordneten aus den süddeutschen Staaten kundgab, und das Mißtrauen der Österreicher verstimmten uns und bereiteten uns mancherlei Widerwärtigkeiten. Dadurch wurde unsre Stellung mit jedem Tage schwieriger. Ich habe unter allen Österreichern damals nur einen einzigen Abgeordneten kennen gelernt, mit

dem es möglich war, einen Gegenstand in Ruhe und objektiv zu besprechen; das war Herr v. Arneth, ein feiner, liebenswürdiger Mann aus Wien. Dabei litt die Versammlung sogar an übergroßer Gelehrsamkeit. Es war beschlossen worden, vor der Verfassung zunächst die Grundrechte des deutschen Volkes zu beraten, welche das Fundament der Verfassung werden sollten. Wenn nun ein deutscher Professor irgend einen nichtssagenden Gemeinplatz (wie z. B. „die Wissenschaft ist frei“) als sein Thema verarbeiten konnte, dann fühlte er sich so recht behaglich und heimisch und konnte stundenlange, einschläfernde Reden halten, die unsre Geduld auf eine harte Probe stellten, uns aber gleichzeitig überzeugten, daß auf diesem rein theoretisirenden Wege das eigentliche Ziel niemals erreicht werden würde. Diese Überzeugung drückte denn wie ein Alp auf uns; mir wurde immer klarer, daß bei den sich so vielfach widersprechenden Interessen der einzelnen deutschen Staaten eine so bunte, teils doktrinaire, teils unerfahrene Versammlung eine Verfassung für das gesamte Deutschland niemals zu stande bringen würde und daß sich ein solches Ziel wohl nur auf dem Schlachtfelde würde erreichen lassen. Zwischenein wurden dann gelegentlich unsre Schlafanwandlungen verscheucht, wenn Robert Blum, Schlössel, Franz Raveau, Simon von Trier und Genossen ihre staatsmännische Weisheit zum besten gaben, und man die Ziele erkannte, auf welche diese Herren eigentlich lossteuerten. Sie erklärten ganz offen, daß es durchaus notwendig sei, alle Monarchien zu beseitigen; ganz Europa müsse eine einzige große Republik werden, Adel und Orden seien abzuschaffen; selbst die Familiennamen seien überflüssig, ja öfters schädlich, weil z. B. eine Familie, die wiederholt hervorragende Männer geliefert habe, sich leicht einbilden könnte, sie wäre etwas besseres als eine andre; statt der Familiennamen würden europäische Nummern genügen. Man erkannte zwar an, daß die Verwirklichung dieses Ideales auf Schwierigkeiten stoßen würde. So würde Rußland, dieser unheilvolle Koloss, gewiß den meisten Widerstand leisten; aber man dürfe nicht müde werden, dort eine Umsturzpartei zu gründen und in Thätigkeit zu setzen, und wenn es derselben erst gelänge, den Kaiser und das ganze Fürstenhaus zu beseitigen (man sagte: zu zermalmen), so würde man mit dem Volke schon fertig werden und der Zarenthron würde fallen. Die spätern Ereignisse haben mich belehrt, daß man in der That nicht müde geworden ist, an diesem Plane weiter zu arbeiten.

Es ist wohl natürlich, daß man sich nach dem Genuße so vieler und teilweise so abenteuerlicher Reden nach einer Auffrischung unter Gottes freiem Himmel sehnte. Als daher die Pfingstfeiertage nahten und mit ihnen eine Unterbrechung unsrer Verhandlungen eintrat, machte ich mit dem Landrat Grafen Goltz aus Chodziesen, dem Landrat Brescius aus Züllichau und dem Oberförster von Massow aus Schlesien (später Oberforstmeister in Potsdam) einen Ausflug nach der Schweiz. Eine Beschreibung dieser Reise unterlasse ich, will aber eines Zwischenfalles Erwähnung thun. Wir fuhren in einem Fischerboote

in der Richtung nach Luzern über den Vierwaldstätter See. Bei heiterm Himmel und völliger Windstille hatten wir unser Fahrzeug bestiegen. Wir sprachen gerade über den Wechsel der Witterung und daß doch wohl ein un- plötzlicher Orkan kaum zu erwarten sei, als unsre Schiffer erschreckt riefen: „Der Föhn von Uri kommt!“ Wir entdeckten denn auch sofort, anfänglich noch in großer Entfernung, mächtig aufgetürmte Wellen, welche durch einen aus den Schluchten des Rigi kommenden Orkan aufgepeitscht und uns immer näher getrieben wurden. Schon hatten sie unser Fahrzeug erreicht, als wir dasselbe erst näher betrachteten und von seiner Zerbrechlichkeit eine etwas beängstigende Überzeugung gewannen. Selbst die Besitzer des Bootes erklärten, daß es einen besonders heftigen Wellenstoß nicht aushalten könne. Keiner von uns glaubte mehr an die Möglichkeit einer Rettung. Der Schiffsführer lag der Länge nach auf dem Fußboden und geberdete sich wie ein Verzweifelter. Auf der Bank mir gegenüber saß Graf Goltz; obgleich er so corpulent war, daß man ihn in der Paulskirche scherzhaft den „Reichsschwerpunkt“ nannte, konnte er doch nicht schwimmen. Er klammerte sich daher an meine Kniee und drückte dabei seine Finger mir mit solcher Kraft ins Fleisch, daß ich noch lange die Erinnerung an jene Szene in Gestalt bläulicher Flecke am Leibe getragen habe. Wir drängten zum Landen. Die Ruderer fürchteten zwar die felsigen Uferhöhen, doch endlich gelang es uns, auf der Westküste, nördlich vom Pilatus, eine Bucht zu gewinnen, wo dann ein jeder von uns durch einen kühnen Tellsprung den festen Erd- oder Steinboden erreichte. Wir eilten nach Luzern und unterhielten uns dort des Abends beim Schoppen sehr gemüthlich über das eben überstandene Abenteuer. Dasselbe kam uns so merkwürdig vor, daß wir verabredeten, so lange noch zwei von uns lebten, alljährlich an diesem Gedentage zusammenzukommen und uns mit Dank gegen Gott der wunderbaren Errettung aus Gefahr zu erinnern. Dieser schöne Vorsatz ist denn auch in der That nicht ein einzigesmal zur Ausführung gekommen.

Nach achttägiger Abwesenheit trafen wir wieder in Frankfurt ein, wo die alte Melodie unverdrossen weiter gesungen wurde; es war entsetzlich langweilig.

Im Laufe des Sommers überzeugte sich die Versammlung von der Nothwendigkeit, dem deutschen Reiche ein Oberhaupt zu geben. Es wurde der Erzherzog Johann von Oesterreich zum „Reichsverweser“ gewählt. Man war auf diesen hohen Herrn gekommen, weil er bei Gelegenheit einer größern Festtafel am Rhein, der auch unser König beigewohnt hatte und die mit verschiedenen Toasten auf Preußen und Oesterreich gewürzt worden war, ausgerufen haben sollte: „Nicht Preußen, nicht Oesterreich, Deutschland sei unser Panier!“ Dies war also unser Mann. Er zog mit seiner Gemahlin, die er aus niederm Stande gewählt hatte, in Frankfurt ein und fing an, dort zu regieren. Dies Regiment war aber ein kläglich schwaches und gab zu allerlei geflügelten Worten Veranlassung, in denen sich die Unzufriedenheit und die Enttäuschung

der wahren Reichsfreunde in herbster Weise aussprach. Er umgab sich sofort mit einem zahlreichen Ministerium, Unterstaatssekretären u., die alle der Mittelpartei der Paulskirche angehörten und sich sehr gern in diese hohen Ämter berufen ließen. Gagern wurde Premierminister, legte daher sein Präsidium nieder, welches nun Simson aus Königsberg übernahm und mit anerkanntem Takt und Geschick weiterführte. Von dem neuen Regimente merkte man nichts, in der Paulskirche blieb alles beim Alten, und die Verhältnisse bewahrten denselben Fortgang oder vielmehr Stillstand. Nur in der Mitte des September unterbrach sie ein interessantes, aber freilich wenig erfreuliches Ereignis. Der Wahnsinn des Volkes hatte in diesen Tagen seinen Höhepunkt erreicht und konnte bei einer so schwachen Regierung ziemlich ungehindert walten. Unserm Jahrhundert wird es schwerlich, der Nachwelt sicher nie gelingen, die Beweggründe für das damalige Verhalten des deutschen Volkes klar zu erkennen; was ich darüber weiß oder mir kombinire, will ich hier niederschreiben.

Preußen hatte sein Gardekorps nach Schleswig geschickt, um diese Provinz für Deutschland zu retten. In Berlin schien man zu der Überzeugung gelangt zu sein, daß sich ohne ein starkes stehendes Heer der Thron nicht schützen lasse. Einzelne Linienregimenter waren dorthin gezogen worden. Aber solche Besatzungen waren zu schwach für die große Stadt; sie hatten es nicht verhindern können, daß sogar das Zeughaus geplündert wurde. Die Regierung wollte sich ermannen, konnte das aber nur, wenn sie einen festen Rückhalt hatte. Man sah daher sehnsüchtig nach den Garden, die sich unter Wrangels Führung glänzend geschlagen, das ihnen gesteckte Ziel aber noch lange nicht erreicht hatten. Man wollte den Frieden. Es wurde ein Waffenstillstand zu Malmö geschlossen, und dieser sollte von der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche ratifiziert werden. Die Demokratie wollte das nicht, ja die ganze liberale Partei war diesem Ansinnen entgegen. Man fürchtete offenbar, daß sich wieder ein starkes Königtum in Deutschland erheben würde, schützte aber als Grund der Weigerung die Ausrede vor, daß Schleswig ja noch nicht deutsch wäre. Die eigentliche Demokratie hatte indessen noch viel weiter gesteckte Ziele im Auge. Durch einen gewaltigen Stoß, der von Frankfurt aus die Welt erschüttern sollte, hoffte man die europäische Republik vorzubereiten. Die demokratischen Mitglieder der Versammlung zogen die Fäden, welche sie über den ganzen Süden Deutschlands gesponnen hatten, so stark wie möglich an. In jeder kleinen Stadt, in jedem Dorfe war eine Art Bürgerwehr errichtet, die man „Turner“ nannte. Alle diese Massen, denen es nicht an Bewaffnung fehlte, wurden von nah und fern nach Frankfurt herangezogen.

Schon am 16. September, als die Frage des Malmöer Waffenstillstandes zum erstenmale zur Beratung, aber noch nicht zum Abschlusse kam, war eine ungeheure Menge dieser Turner in den Straßen Frankfurts und auf der obersten Galerie der Paulskirche zu sehen. Um die Leute kennen zu lernen, welche für

die Berliner Regierung stimmen würden, und um sie demnächst als Missethäter brandmarken zu können, fanden über sehr viele Amendements namentliche Abstimmungen statt. Während dieser namentlichen Abstimmungen (es waren deren vierzehn; jede dauerte ungefähr eine halbe Stunde, in welcher Zeit man nur einmal, wenn der Name verlesen wurde, ein Ja oder Nein zu rufen hatte) benutzte ich meine Muße, um Briefe zu schreiben. Diese Briefe trug ich dann in einer Pause selbst zur Post. Auf dem Rückwege zur Paulskirche fand ich aber den Platz vor derselben von einer solchen Menschenmenge angefüllt, daß mir das Durchdrängen schon schwer wurde. Die Sitzung, welche, wie gewöhnlich, um zehn Uhr vormittags begonnen hatte, währte bis in den dunkeln Abend; das Lokal war auf Erleuchtung nicht eingerichtet, und die provisorische Erleuchtung durch einige Stearinkerzen auf dem Präsidententische genügte gerade, um zu erkennen, wie finster es war, und um den Helmen der obersten Galerie ihr Spiel zu erleichtern, wenn sie im Zwiellicht ihre Knüttel auf die Köpfe der Rechten herabwarfen, so oft ein Ja oder Nein der Abstimmung ihren Beifall nicht fand. Nach dem Schluß der Sitzung, etwa um sieben Uhr abends, begaben sich die meisten Mitglieder der Rechten nach dem „Englischen Hofe,“ um dort zu speisen. Ich selbst hatte an diesem Tage einen Besuch, den ich als Gast mit dorthin nahm. Unser Hunger war noch nicht gestillt, als plötzlich ein Stein auf den Tisch flog. Vor den Fenstern wütete ein großer Volkshaufe, der das Haus angriff, weil es notorisch der Versammlungsort der Rechten war. Wir verteidigten die Festung, so gut wir konnten. Die Fensterladen wurden geschlossen, die Thüren verrammelt, und an jedes Fenster stellten sich zwei Mann mit Flaschen oder Stühlen bewaffnet; der heftige Steinhagel aber zertrümmerte bald die Fensterladen, und durch diese Breschen steckten schon einige „Turner“ ihre wutverzerrten Gesichter. Ich erinnere mich, daß ich einem derselben mit einer Flasche so kräftig entgegenfuhr, daß er sich schnell zurückzog und es mir zweifelhaft blieb, ob ihn nicht der bloße Schreck vom weitem Vordringen abstehen ließ. Endlich meldeten uns die Kellner, daß sie auf dem Hofe eine Thür geöffnet hätten, durch welche wir in ein Hintergäßchen entkommen könnten. Dringend forderten sie uns zu dieser Flucht auf, die dem tobenden Wolke das Ziel seiner Wut entziehen und so das Haus außer Gefahr setzen würde. Wir folgten widerwillig. Ich darf nicht verschweigen, daß mich beim Hinaustrreten ins Freie ein Gefühl beschlich, wie es ein Kommandant haben mag, der seine Festung aufgibt. Ich mischte mich nun selbst unter den Volkshaufen und habe mehrere Nachtstunden hindurch mich mit demselben auf dem Frankfurter Straßenpflaster herumgetrieben, immer hoffend, ich würde endlich doch noch erfahren, was die Leute eigentlich wollten. Aber nein! Niemand in der wüsten Menge schien dies selbst zu wissen. Skandal machen, Fenster einwerfen, Laternen zertrümmern und recht viel Branntwein saufen war offenbar der einzige Zweck; an Branntwein trug jedes Mitglied dieser souveränen Menge eine wohlgefüllte

Flasche bei sich. Die Anstifter des Unfugs ließen sich nirgends sehen; sie allein werden genau gewußt haben, zu welchem Zwecke das widerliche Treiben dienen sollte. Mir erschien das Ganze als eine Art Vorübung, um die Truppe für größere Unternehmungen schlagfertig zu machen und ihr die Lust an solchen zu reizen. Die Bürgerwehr erschien in dieser Nacht ebenso wenig, wie an den folgenden Tagen des Aufstandes, obgleich Frankfurt ein gut ausgerüstetes und gedrilltes Bataillon besaß; „aber — so sagte mir einige Tage später ein mir bekannter Weinhändler — wir wußten ja gar nicht, auf welcher Seite der Sieg sein würde, darum blieben wir noch zu Hause.“ Ab und zu begegneten wir starken Patrouillen der österreichischen Garnison. Sie begrüßten sich jedesmal mit unserm Haufen unter dem gegenseitigen Zurufe: „Gute Kameraden!“ und schienen gern die ihnen gastfrei gebotene Flasche anzunehmen. Bei solchem Verhalten war von jener Seite im Fall eines ernstern Zusammenstoßes kaum auf Schutz zu rechnen.

(Fortsetzung folgt.)



### Kleinere Mitteilungen.

Johann Georg Kastner. Die Mehrzahl unsrer Leser wird diesen Namen mit einem Fragezeichen begrüßen: Wer war, wer ist Johann Georg Kastner? Ein von deutschen Eltern in Straßburg entstammter (geb. den 9. März 1810) Musiker, welcher seit 1835 in Paris wirkte und daselbst (19. Dezember) 1867 gestorben ist. Um die Musik in Frankreich hat sich Kastner mannichfache Verdienste erworben. Sein Name ist mit der neuesten Geschichte der Militärmusik, des Schulgesangs, der Männerchöre in diesem Lande eng verknüpft. Die von dem Instrumentenmacher Sag erfundenen Verbesserungen der Blasinstrumente, welche mittlerweile in allen musikalischen Ländern angenommen, nachgeahmt oder wenigstens in einzelnen Teilen benutzt worden sind, wären ohne das Eingreifen Kastners kaum zur Geltung gekommen. Der musikalische Unterricht verdankt Kastner eine Reihe von Lehrbüchern, in denen ein reiches, vielseitiges Wissen und eine außerordentlich feine Beobachtung in sehr eingänglicher und fördernder Form niedergelegt sind. In Deutschland ist er innerhalb der Fachkreise wenig, außerhalb derselben wohl gar nicht bekannt geworden. In unsern musikalischen Wörterbüchern wird er ziemlich kurz behandelt; die gleichzeitigen Zeitschriften enthalten in der Periode, wo er als Opernkomponist nach einer Stellung rang, spärliche Notizen; deutsche Musiker, welche sich in Paris aufhielten, widmen ihm anerkennende Zeilen, die mehr dem liebenswürdigen Menschen als dem Künstler gelten. Die ausführlichste Skizze Kastners, der wir in der deutschen Literatur begegnet sind, giebt Hanslick in seinem Berichte über die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1867, und in ihr ist die Lebensarbeit und das künstlerische Wesen Kastners als das eines interessanten Sonderlings aufgefaßt.